Volker Weidermann

Mann vom Meer

Thomas Mann und die
Liebe seines Lebens

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln
© 2023, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Withman
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Umschlaggestaltung: Clara Scheffler, Halle
Druck und Bindung:
Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany 2023
ISBN 978-3-7632-7506-9

Mein Herz schlägt stark und weiß warum.

Thomas Mann, Der Zauberberg

AN SEINER HAND

Einleitung

Ein bisschen Angst hatte sie schon. Sie wusste ja, dass es ein großer Moment war. Vor allem für ihn, für Herrpapale, wie sie ihren Vater nennt. Sie wusste ja so gut, wie sehr er das Meer liebte. Immer wieder hatte er ihr davon erzählt, von diesem großen Blau, der Weite, seinen Ferien in Travemünde, als er klein und glücklich war. Und jetzt war endlich der Moment, in dem er es ihr wirklich zeigen konnte. Sein Meer. Die Ostsee.

Elisabeth zittert. Es ist früher Abend, schon ein wenig kühl. Sie zittert aber vor allem vor Freude, Erregung und ein wenig auch aus Angst, dass sie sich nicht begeistert genug zeigen könnte. Dass sie es nicht ganz so gewaltig, so überwältigend, so großartig wird finden können wie er, an dessen Hand sie geht. Elisabeth Mann ist sechs Jahre alt. Sie trägt ein dunkles Badekleid, eine Bobfrisur, an der anderen Hand des Vaters geht ihr kleiner Bruder Michael. Den bemerkt der Vater aber kaum.

Er ist hier, am Strand von Kloster auf Hiddensee, um seinem Lieblingsmädchen sein Meer zu zeigen. Auch er ist ein wenig aufgeregt. Dabei weiß er, dass seine Tochter ihn nicht enttäuschen wird. Sie hat ihn nie enttäuscht. Wann immer er ihr voller Andacht seine Heiligtümer

gezeigt hatte, die alte Uhr, die spanischen Bilder, die Bücher im Bücherzimmer, war seine Andacht auch die ihre gewesen. Still und staunend ließ sie sich seine Welt zeigen. So wurde es auch ihre.

Außerdem war das Wasser ohnehin ihr Element. Das hatte er in seiner Hymne, die er bald nach ihrer Geburt auf sie gedichtet hatte, der Welt schon mitgeteilt: »Denn das Wasser, / das deinem kleinen Leibe dient und schmeichelt, und dem du / sorglos vertraust, es ist dein Element«. Trotzdem, zur Sicherheit hatte er ihr auch noch die Geschichte einer frühen Enttäuschung erzählt. Das war, als er selbst noch ganz klein war und das Meer schon liebte wie sonst nichts auf der Welt. Er war wie jeden Sommer mit der ganzen Familie, na ja, fast der ganzen, der Vater kam nur an den Wochenenden, hinauf an den Strand von Travemünde gefahren. Und mit dem ganzen Besitzerstolz des seit Jahren hierherkommenden Knaben hatte er seinem Kindermädchen, das aus Sachsen stammte und nie zuvor die See gesehen hatte, sein Meer präsentiert. Und die stand da, auf breiten Beinen, und sagte nur: »'s is hibsch, aber ich häte mers hibscher gedacht.« Hübscher? Wie bitte schön lässt der perfekte Ort der Welt sich hübscher denken? Es war ein Schrecken und eine Beleidigung und eine Frechheit. Und also nur um ganz sicherzugehen, dass ihm so etwas nicht ausgerechnet mit seinem Lieblingsmädchen noch einmal geschehen würde, hatte er Elisabeth vorher von dieser frühen Enttäuschung erzählt. Sie wusste also, wie sie zu staunen hatte.

Die ganze Reise von München hier hinauf war eine

Traumreise gewesen. Im Schlafwagen waren sie nach Berlin gefahren, Elisabeth hatte sich mit Michael ein Bett geteilt, Kopf an Kopf, die Mutter lag über ihnen und bewachte ihren Schlaf, der Vater hatte nebenan ein Coupé für sich allein. Und wenn man die Jalousie ein Stückchen heraufschob, konnte man den Sternenhimmel sehen, der an einem vorbeireiste, während man selbst ruhig im Bettchen lag und aus dem Fenster schaute.

In Berlin hatten sie ihren Onkel Peter, den Physiker, in seinem Laboratorium besucht. Und er hatte ihnen schon ein Meer gezaubert, aus Luft. So hatte es zumindest Elisabeth empfunden, als der Onkel ihnen flüssige Luft zeigte, Luft, die so kalt war, dass sie flüssig und blau war. Und als der Onkel einen weichen Gummischlauch hineinsteckte, verwandelte der sich in einen harten Stock. So kalt war dieses kleine Meer.

Dann ging es aber endlich weiter auf die kleine Insel. Sie wohnten in einem kleinen Hotel, »Haus am Meer« hieß es, und der Vater war ein wenig befangen, weil ein anderer Dichter im selben Haus wohnte, ein gewaltiger alter Mann mit wilden weißen Haaren und hoher Stirn. Wir werden noch von ihm hören.

Erst mal jedenfalls machte sich also der Vater mit seinen beiden Kleinen auf an den Strand. Zum Glück musste sich Elisabeth nicht zum Staunen zwingen. Es staunte ganz von selbst aus ihr. Der Geruch, die Farben, die kleinen Wellen, der weite Blick. Sie verstand sofort, wieso ihr Vater das alles hier so liebte. Und wollte aber gleich von ihm wissen, was dahinten, ganz am Ende, sei, da, wo man

nicht mehr weiterschauen kann. »Das ist der Horizont«, sagte ihr Vater. »Und dahinter? Was kommt hinter dem Horizont?« – »Der Horizont und dahinter wieder der Horizont. Je weiter du hinausruderst, um so weiter zieht sich der Horizont zurück, so dass du immer nur einen Horizont siehst; bis ganz ganz zuletzt Land in Sicht kommt, und dann ist der Horizont verschwunden. Du kannst ihn dann aber wieder sehen, wenn du dich herumdrehst.«

Sie hat das bis an ihr Lebensende nicht vergessen.

Aber in diesem Sommer diente das Meer anderen Zwecken: Unsinn machen. Baden, tauchen, sich in die Wellen werfen, den Bruder tunken, sich von den älteren Geschwistern tunken lassen, Muscheln sammeln, Burgen und Murmelbahnen bauen, sich eingraben lassen, mit der Mutter schwimmen. Oh ja, die Mutter, sie hatte diese eher praktische Liebe zum Meer, die dem Vater abging. Hineinrennen, schwimmen wie ein Fisch. Das war für den Vater nichts. Er schaute, saß im Strandkorb, schrieb, schaute wieder, wie versunken in seinem Korb, isoliert, geschützt, geborgen. Modisch war er, fantastisch ausgestattet, vor allem Meeresmützen mochte er gern, Kapitänsmützen, weiße Matrosenhüte, Prinz-Heinrich-Mützen, manchmal trug er einen Bademantel und rauchte dabei. Schwimmen ging er morgens kurz und nur im Flachen. Seine »Morgenandacht im Meer« hat er das genannt. Danach war er frisch für den Tag und fürs Schreiben.

Thomas Mann hatte zu Beginn dieser Sommerreise noch gehofft, hier oben endlich den »Zauberberg« abschließen zu können. Zwölf Jahre zuvor hatte er das

Schreiben daran begonnen und immer wieder meinte er, beinahe fertig zu sein. Der erste Band war auch schon seit Dezember des Vorjahres fertig gedruckt. Aber das Ende zog und zog sich.

Vielleicht auch, weil es dem Autor schwerfiel, sich von seinem »Sorgenkind des Lebens«, von Hans Castorp, dem Hamburger Kaufmannssohn, den Thomas Mann schreibend in die Berge von Davos geschickt hatte, diese verschneiten Berge, die so eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem heimatlichen Meer hatten, endgültig zu trennen. Aus Sorge, ihn im Schlachtengetümmel des Ersten Weltkriegs für immer aus den Augen zu verlieren. Ja, vielleicht auch deswegen würde er auch hier am Strand von Kloster das »Finis« wieder nicht schreiben können.

Nur wenige Monate zuvor hatte er in dem Gebirgsbuch noch einmal über den Strand geschrieben, über den Zauber des Meeres, der den unscheinbaren Helden Hans in die Tiefen zog, ins Verderben, in den Tod. »Strandspaziergang«, ist das Kapitel überschrieben, in dem es heißt:

»Du gehst und gehst … du wirst von solchem Gang niemals zu rechter Zeit nach Haus zurückkehren, denn du bist der Zeit und sie ist dir abhanden gekommen. O Meer, wir sitzen erzählend fern von dir, wir wenden dir unsere Gedanken, unsre Liebe zu, ausdrücklich und laut anrufungsweise sollst du in unserer Erzählung gegenwärtig sein, wie du es im stillen immer warst und bist und sein wirst … Sausende Öde, blaß hellgrau überspannt, voll herber Feuchte, von der ein Salzgeschmack auf unseren

Lippen haftet. Wir gehen, gehen auf leicht federndem, mit Tang und kleinen Muscheln bestreutem Grunde, die Ohren eingehüllt vom Wind, von diesem großen, weiten und milden Winde, der frei und ungehemmt und ohne Tücke den Raum durchfährt und eine sanfte Betäubung in unserem Kopfe erzeugt, – wir wandern, wandern und sehen die Schaumzungen der vorgetriebenen und wieder rückwärts wallenden See nach unseren Füßen lecken. Die Brandung siedet, hell-dumpf aufprallend rauscht Welle auf Welle seidig auf den flachen Strand, – so dort wie hier und an den Bänken draußen, und dieses wirre und allgemeine, sanft brausende Getöse sperrt unser Ohr für jede Stimme der Welt. Tiefes Genügen, wissentlich Vergessen … Schließen wir doch die Augen, geborgen von Ewigkeit!«

Das Meer ist der stille Held all seiner Bücher. »Das Meer«, so hat es Thomas Mann selbst einmal beschrieben, »sein Rhythmus, seine musikalische Transzendenz ist auf irgendeine Weise überall in meinen Büchern gegenwärtig, auch dann, wenn nicht, was oft genug der Fall, ausdrücklich davon die Rede ist.«

Leider war in diesem Sommer in Kloster im »Haus am Meer« noch jener ganz andere, sehr lebendige Held seines entstehenden Buches anwesend. Der Mann mit dem weißen Haarkranz, den Thomas Mann ein Jahr zuvor in Bozen getroffen und dann spontan als Figur in seinen Roman eingebaut hatte. Gerhart Hauptmann, Nobelpreisträger, naturalistischer Revolutionär der deutschen Theater-

bühnen und gewaltige, einschüchternde Persönlichkeit. Und als ebensolche gewaltige und durchaus lächerliche Persönlichkeit hatte Thomas Mann ihn als »Mynheer Peeperkorn« im Zauberberg verwendet. Thomas Mann erfand nun einmal nichts, er fand seine Figuren und so hatte er im rechten Augenblick eben Gerhart Hauptmann gefunden. Einen Mann, der mit maximaler Geste minimale Äußerungen tut. Ein liebenswerter Dionysos, der das Leben feiert, statt darüber zu reden. Ein Lebenskoloss, der sich, anders als Hans Castorp, weder je vom Zauber der Schneelandschaft noch vom Meeresrauschen in irgendwelche Lebensgefahren zaubern lassen würde. Ein Gigant. Leider dämlich.

Mit diesem geistesschlichten Giganten waren die Manns nun also in dieses etwas beengte Haus geraten. Hauptmann las am Abend aus seinem im Entstehen begriffenen neuen Werk, dem »Eulenspiegel«, vor und wünschte nun seinerseits eine Kostprobe aus dem »Zauberberg« zu hören, an dem, wie er wusste, Thomas Mann arbeitete. Doch dieser, der eigentlich immer jedem gern und ständig aus seinen entstehenden Werken vorlas, sträubte sich. Deutete Entschuldigungen an, er wolle sein Licht nicht leuchten lassen, es sei nicht passend und so weiter. Doch die reale Romanfigur lässt das nicht gelten. Mann beschreibt die Reaktion des Gewaltigen so: »In Hauptmann arbeitete die Entgegnung. Es war einer der typischen und spannenden Augenblicke, in denen sein Mienenspiel, seine Hand Bedeutendes vorbereiten, das dann, wenn es hervortritt, im ersten Augenblick durch

seine Schlichtheit überraschen mag … Ich verstand in der nächsten Sekunde, daß mein Zögern falsch und furchtsam gewesen sei. Er sagte: ›Sie haben unrecht. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.‹«

Das war schön gesagt, trotzdem wurde die Luft hier etwas dünn. Thomas Mann wird sich später, nach Erscheinen des Romans, wortreich und schriftlich beim Vorbild für seine Romanfigur entschuldigen, jetzt aber war es dafür natürlich noch zu früh, der Roman nicht fertig, Peeperkorn der Welt noch gänzlich unbekannt, das ging jetzt alles nicht. Die Manns reisten ab, blieben aber an der Ostsee, sie fuhren nach Usedom, nach Bansin, dann weiter nach Ahlbeck, wo Thomas Mann zwei Jahre zuvor allein an seiner großen Rede »Von deutscher Republik« gearbeitet hatte.

Darin hatte er sich gewissermaßen vom Meer verabschiedet. Vom Sog des Meeres. Von all dem, wofür das Meer für ihn immer auch stand: Verantwortungslosigkeit, Sympathie mit dem Tod, Sog ins Verderben, verbotene Liebe, Unpolitik, Antidemokratie, Rausch, Romantik, seliges Vergessen, Glück ohne Pflicht, Schönheit, Ferien für immer.

Er hatte sich für die Republik entschieden, für die Demokratie, für den aufrechten Kampf gegen die Kräfte der Dunkelheit und der Irrationalität. Gegen das Meer in sich. Dieser Kampf, der Sieg in diesem Kampf, war ihm nicht in die Wiege gelegt. »Selbstüberwindung« hat Thomas Mann diese Anstrengung genannt.

Davon handelt die Geschichte, die wir hier erzählen

wollen, wenn wir von dem »Mann vom Meer« erzählen. Sie handelt von diesem verführerischen Zauber. Sie handelt von der Liebe Thomas Manns zum Meer und wie er sie sich ein Leben lang bewahrte, aber auch davon, wie er in der Mitte seines Lebens einen Romanhelden erfand, der beinahe in den Tiefen des Schnees, in den Tiefen des Meeres verloren gegangen wäre, wenn nicht ein demokratischer Erzieher aus Italien mit einem Nebelhörnchen am Strand gestanden hätte, um ihn vor der tödlichen Unendlichkeit zu warnen und ihn zurückzurufen, an den sicheren Ort an Land.

Im wahren Leben hat dem Erfinder Hans Castorps auch die Geburt eines kleinen Mädchens dabei geholfen, dem Sog zu widerstehen. Er hat das selbst so gedichtet, dass er – gegen Ende des Ersten Weltkrieges, dessen Ausbruch Thomas Mann einst als persönliche und nationale Befreiung gefeiert hatte – zur Liebe innerlich entschlossen war. Zur Liebe zu Elisabeth, die er seine eigentlich Erstgeborene nannte. Das zu lesen, war für die ersten vier Geborenen sicher kein Spaß. Aber sie wussten es schließlich alle. Der Vater zelebrierte seine ungerechte Liebe ja. Nicht zuletzt im Sommer 1924 am Strand.

Elisabeth hat diesen Moment nie vergessen. Sie hat ihr späteres Leben den Meeren gewidmet, dem Schutz der Weltmeere und der Utopie einer solidarischen Menschengemeinschaft. Den Ursprung ihres weltumspannenden Engagements für das, was sie »ozeanische Politik« nennen wird, hat sie in diesem Sommer, hat sie in der ihr vom Vater mitgegebenen Liebe zum Meer erkannt. Denn

während für ihn die Liebe zum Meer stets eher eine bedrohliche Liebe war, der er mit kritischem Bewusstsein begegnen musste, war das Meer für sie Auftrag und Utopie. Der Ort, für den es zu kämpfen galt, ein Leben lang. »Es war eine Zauberwelt«, hat sich Elisabeth Mann mit achtzig Jahren an diesen Sommer hier oben erinnert. »Noch heute, wenn ich frühmorgens den Espressosatz aus einem kleinen wohlgeformten Behälter in das Spülbecken leere, muß ich an die feuchten Sandkuchen denken, die wir damals aus unseren buntlackierten Eimerchen stürzten und am Strand aneinanderreihten.«

Und – trotz aller Vorrangstellung – war sie nicht allein von der Meeresliebe infiziert worden in diesem Sommer. Thomas Mann schrieb am Ende der Ferien an seinen Freund Ernst Bertram: »Die Kinder schieden von der See mit wahren Schmerzen, die kleinen wie die großen, genau wie einst ich …«

Und um zu verstehen, wie dieses »Einst« begann, reisen wir kurz einmal um die halbe Welt, an einen anderen Strand, am Rand des Regenwaldes, in ein anderes Jahrhundert. An den Strand von Paraty in Brasilien, wo ein kleines Mädchen mit dunklen Augen seine Kindheit verbrachte.